



Voll im Bild?!

Workshop für
diskriminierungsarme
Bildberichterstattung

Impressum

Dezember 2018

Herausgeber

Neue deutsche Medienmacher e. V.
Potsdamer Str. 99
10785 Berlin
www.neuemedienmacher.de

Redaktion

Luciana Ferrando, Inga Heidland, Alice Lanzke, Judyta Smykowski
Markus Ulrich, Andi Weiland

Umschlaggestaltung

Alice Lanzke

Titelfoto

Luciana Ferrando

Titelpiktogramme

Pixabay

Fotos

Hannah Aders, Daniela Buchholz, Jörg Farys, Luciana Ferrando,
Alexander Gehring, Lukas Kapfer, Ralf Kuckuck, Melina Mörsdorf,
Julia Schönstädt, Anna Spindelndreier, Andi Weiland

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern, für Bau
und Heimat



Bundesamt
für Migration
und Flüchtlinge

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Inhalt

Aufschlag.....	4
Programm des Workshops	6
Geglaubt wird, was gesehen wird: Bild-Berichterstattung zu Migration und Integration	8
Differenz gilt als falsch: Zur Darstellung von lesbischen und schwulen Menschen sowie Homosexualität in der Bild-Berichterstattung	14
Die Models sind die Expert*innen: Menschen mit Behinderung in der Bild-Berichterstattung	19
Zwischen den Grenzen des Mediums und neuen Impulsen: Die Inputs in der Diskussion	25
Von der Theorie in die Praxis: Wie können diversere Bilder entstehen?.....	28
Ergebnisse aus den Foto-Shootings.....	30
Repräsentieren statt Markieren: Diskussion zu Leitsätzen für eine diskriminierungssensible Bild-Berichterstattung	32
Voll im Bild?! Fünf Tipps für eine diskriminierungsarme Bildberichterstattung	37
Anhang	40

Aufschlag

Bilder schaffen Wirklichkeit. Sie wirken unmittelbar, sind universell verständlich – und werden immer wichtiger: Wurden vor 20 Jahren noch 25 Prozent des Inhalts einer großen deutschen Wochenzeitung mit Bildern gefüllt, sind es heute bereits 35 Prozent.¹ Fotos zeigen einen Ausschnitt der Realität, die je nach gewählter Perspektive konstruiert werden kann. Oft sind beispielsweise Fotos von Menschen mit Behinderung stereotyp und auf die Behinderung reduziert. Geht es hingegen um das Thema Migration, werden entsprechende Berichte meist durch Fotos illustriert, die eine Frau mit Kopftuch zeigen. Die Heterogenität der migrantischen Gruppen in Deutschland wird so reduziert oder gar negiert. Lesben, bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche Menschen werden visuell nicht repräsentiert.

Gerade weil Bilder in der medialen Berichterstattung so eine fundamentale Rolle spielen, ist es wichtig, dass sie Wirklichkeit möglichst realitätsgetreu abbilden. Und dennoch sind die in der Presse verwendeten Fotos nicht selten durch Klischees, Stereotype und (vermutete bzw. vermeintliche) Sehgewohnheiten der Rezipient*innen geprägt. Und in den seltensten Fällen werden die Dargestellten selbst gefragt, wie sie eigentlich abgebildet werden wollen.

Diese sehr einseitige bildliche Darstellung in den Medien ist das Ergebnis mehrerer Faktoren: Fotograf*innen sind nicht selten unsicher, wie sie Themen in den beschriebenen Bereichen visuell darstellen können und greifen in der Folge häufig auf die oben beschriebenen Stereotype zurück.



Foto: Jörg Farys

¹ Coen, Amrai/Henk, Malte/Sußebach, Hennig (2015): Diese Bilder lügen, in: Die Zeit, <https://www.zeit.de/2015/28/fotografie-wahrheit-luege-propaganda> (abgerufen am 05.12.2017)

Fotodatenbanken beinhalten eine entsprechend geringe und wenig multiperspektivische Auswahl und Bildredakteur*innen finden kaum Angebote, um die entsprechenden Lücken zu füllen.

Genau hier setzte der Workshop „Voll im Bild?!“, der am 30. November 2018 als Kooperationsveranstaltung der beiden Vereine Neue deutsche Medienmacher*innen und Sozialhelden sowie des Lesben- und Schwulenverbands (LSVD) in Berlin stattfand. Gemeinsam suchten hier Bildredakteur*innen, Fotojournalist*innen, freie Fotograf*innen und Foto-Aktivist*innen nach Wegen zu einer klischeefreieren Bild-Berichterstattung. Die Teilnehmer*innen kamen dabei von Medien wie der dpa, ZEIT Online, epd oder arbeiteten für das SZ Magazin, GEO, taz, Spiegel, VICE und viele andere. Andere absolvieren derzeit eine Ausbildung an der Hochschule Hannover, dem Lette Verein oder der Ostkreuzschule für Fotografie.

Dafür bildeten theoretische Inputs im ersten Teil des Tages das Fundament, während im zweiten Teil die Praxis im Mittelpunkt stand: Die Fotograf*innen tauschten sich mit Models mit Einwanderungsgeschichte, mit Behinderung und/oder aus der LGBTIQ*-Community aus, um im Anschluss direkt in die Bildproduktion zu gehen. Parallel diskutierte ein weiterer Teil der Teilnehmer*innen konkrete Bedingungen und Forderungen für eine diskriminierungsärmere Bildberichterstattung.

Diese beiden Blöcke legten schließlich die Grundlage für Handlungsempfehlungen, die einen ersten Aufschlag für weniger Klischees und Stereotype bilden. Denn schon jetzt ist klar, dass es einen großen Bedarf nach weiteren Diskussionen, Workshops und Praxistagen gibt – „Voll im Bild?!“ hat dafür einen Grundstein gelegt.

Programm des Workshops

Freitag, 30.11.2018, „TUECHTIG Coworking Space“, Oudenarder Str. 16, 13347 Berlin

10:00 – 10:30 **Begrüßung und Vorstellungsrunde**

Konstantina Vassiliou-Enz, Luciana Ferrando, Inga Heidland

10:30 – 12:15 Vorstellung der Neuen deutschen Medienmacher*innen, des LSVD & der Sozialhelden (inkl. der Fotodatenbank Gesellschaftsbilder.de)

Theoretische Inputs mit anschließender Diskussion zu den Themen:

- Aktuelle Situation und Problemlage
- Anforderungen und Rahmenbedingungen für Bildredaktionen und Fotograf*innen
- Verbesserungspotenziale von Bildredaktionen und Fotograf*innen

Carmen Colinas, Markus Ulrich, Andi Weiland & Anna Spindelndreier

Mittagspause

13:00 – 14:30 **Brainstorming:** Die Hälfte der Teilnehmer*innen diskutiert mögliche Leitsätze für eine diskriminierungsarme Bildberichterstattung und bereitet ausgewählte Leitsätze vor.

Judyta Smykowski & Carmen Colinas

Foto-Shooting: Die andere Hälfte der Teilnehmer*innen & die Models machen Fotos.

Mosjkan Ehrari, Markus Ulrich & Andi Weiland

14:30 – 15:00 Kurzes Blitzlicht zu den wichtigsten Ergebnissen der beiden Gruppen.

Carmen Colinas

Kaffeepause & Vorbereitung auf die zweite Gruppenphase

15.30 – 17.00 **Brainstorming:** Die Hälfte der Teilnehmer*innen diskutiert mögliche Leitsätze für eine diskriminierungsarme Bildberichterstattung und bereitet ausgewählte Leitsätze vor.

Judyta Smykowski & Carmen Colinas

Foto-Shooting: Die andere Hälfte der Teilnehmer*innen & Models machen Fotos.

Mosjkan Ehrari, Markus Ulrich & Andi Weiland

17:00 – 17:30 Durchsicht und Sichern der während der Foto-Shootings erstellten Aufnahmen.

Andi Weiland

17:30 – 18:15 **Abschlussrunde:** Besprechung der vorbereiteten Leitsätze & Feedback

Judyta Smykowski & Mosjkan Ehrari

Geglaubt wird, was gesehen wird: Bild-Berichterstattung zu Migration und Integration

*Input von Carmen Colinas, Neue deutsche Medienmacher*innen*

Im ersten Beitrag der Journalistin Carmen Colinas von den Neuen deutschen Medienmacher*innen stand das Thema Bild-Berichterstattung zu Migrations- und Integrationsthemen im Mittelpunkt. Dabei betonte Colinas gleich zu Beginn, dass die Bedeutung von Bildern nicht unterschätzt werden könne: „Geglaubt wird, was gesehen wird.“ Gleichzeitig sei es ein Irrglaube, dass Fotos die Realität oder objektive Abbildungen von Wirklichkeit zeigten. Sie seien vielmehr Interpretationen, Spiegel von Macht- und Herrschaftsverhältnissen.



*Konstantina Vassiliou-Enz, Judyta Smykowski, Carmen Colinas
Foto: Jörg Farys*

Zudem übten Bilder einen besonderen Einfluss aus: Eine stereotype Bildsprache könne einen Text – selbst, wenn er sich kritisch zu eben jenen Stereotypen verhalte – negieren. Das gelte umso mehr, als dass Menschen Artikel oder Beiträge oft nur übersichtsbildartig und flüchtig lesen würden. Entsprechend groß sei die emotionale und

häufig unbewusste Machtwirkung von Bildern.

Colinas verwies in dem Zusammenhang auch auf den Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen. Dieser hat den Begriff „Visiotyp“ geprägt, ein Neologismus, der parallel zu „Stereotyp“ gebildet ist und alle Formen der Standardisierung von Visualisierungsformen (von Bildern bis zu grafischen Darstellungen) umfasst. Visiotype sind in diesem Sinne ein verkürzendes Veranschaulichungsmittel, das zur Vereinfachung neigt.²

Visiotype, so führte Colinas aus, seien das Ergebnis einer bestimmten Perspektive: Sie würden Vielfalt vereinfachen, Komplexität reduzieren, einem homogenisierenden Blick folgen und eine einfache und klare Botschaft haben. Visiotype bzw. ihr konstanter Gebrauch stellen so eine sich einspielende Übereinkunft dar. Einmal durchgesetzt und kanonisiert würden sie ein Eigenleben entwickeln, das eine andere Lesart weitestgehend unmöglich mache: „Es ist aber wichtig, dass wir uns irritieren lassen“, so Colinas. Das werde etwa in den Visiotypen deutlich, die genutzt werden, um das Thema Asyl und Geflüchtete zu bebildern. Colinas zeigte hier Beispiele aus „Die Zeit“ und „Der Tagesspiegel“.

Beide Fotos kollektivieren und anonymisieren die Erfahrungen von Geflüchteten. Sie zeigen diese entweder als große, gesichtslose Masse oder unerkennbar von hinten.



Foto: Leonhard Foeger/Reuters (Zeit Online 03.11.2015,
unter: <https://www.zeit.de/politik/2015-11/migration-fluechtlinge-deutschland-europa>)

² Pörksen, Uwe (1997): Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype. Stuttgart, Klett-Cotta



Foto: Roland Schlager/Picture Alliance, DPA (Tagesspiegel 13.10.2017, unter: <https://www.tagesspiegel.de/politik/grenzkontrollen-in-europa-wenn-schengen-stirbt-wird-europa-sterben/20454824.html>)

Als positives Gegenbeispiel hob Carmen Colinas hingegen ein Bild aus „El País“ hervor. Die Ankunft einer geflüchteten Familie in Finnland, das eine ganz andere Bildsprache hat: Hier werden die Menschen von vorne gezeigt, ein individuelles Miterleben ist so auch auf der Bildebene möglich.



Foto: Carlos Spottorno (El País 03.03.2016, unter: https://elpais.com/elpais/2016/04/03/eps/1459634456_145963.html)

Sich der Macht der Bilder zu entziehen, sei so gut wie unmöglich. „Unser Gehirn macht das automatisch: Wir versuchen immer, Sinn herzustellen“, betonte Colinas. Bilder würden bei dieser Sinninduktion helfen, selbst wenn es eigentlich keinen Sinnzusammenhang gebe. Daher müsse der inhaltliche Zusammenhang von Bildern immer geprüft werden. Sind die bildlichen Darstellungen ebenso vielfältig wie die Beteiligten oder wird durch ein Bild eine unpassende Verallgemeinerung nahegelegt? Colinas nannte als Beispiel Fotos von Kopftuch tragenden Schülerinnen, wenn es um das Thema Jugendgewalt gehe, oder von Kippa tragenden Soldaten, wenn über den Gaza-Konflikt berichtet werde.

Gerade in der Bild-Berichterstattung zu den Themen Migration und Integration habe das Kopftuch eine besondere Bedeutung, werde es doch als bildliche Marker für das Thema „Migrant*innen“, „Ausländer*innen“ oder „Fremde“ verwendet. Diese Art der Präsentation stelle eine „verallgemeinernde Zuweisung stereotyper Fakten und Fiktionen auf eine Gruppe von Menschen“ dar.



Foto: Picture Alliance/DPA (Spiegel Online 31.07.2013, unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/eu-ermittelt-gegen-deutschland-wegen-sprachtests-fuer-auslaender-a-914199.html>)

Dies bedeute im Beispiel des Kopftuchs nicht, dass komplett auf dessen Abbildung verzichtet werden sollte. Allerdings gelte es, stereotype Bild Darstellungen aufzubrechen und stattdessen Realität zu zeigen, wie im folgenden Beispiel:



Foto: Imago (Deutsche Welle 09.02.2016, unter: <https://www.dw.com/bs/opasnost-od-ja%C4%8Danja-d%C5%BEihadizma-u-bih/a-19035540>)

„Wenn wir mit Bildern arbeiten, müssen wir beachten, dass unser aller Blicke konditioniert sind“, unterstrich Journalistin Colinas. Zusammen Präsentiertes werde aufeinander bezogen: „Das eine Bild bzw. der eine Text nimmt Einfluss auf die Wahrnehmung und bildet den Kontext desselben, wodurch bestimmte Merkmale in den Vordergrund, andere in den Hintergrund treten.“ So würden in den Medien oft Bilder einer Moschee gezeigt, wenn es beispielsweise um Ramadan oder die Islamkonferenz gehe. Dieselben Fotos würden aber auch verwendet, um Entführungen im Irak, dschihadistische Terrorgruppen oder Atombombenpläne im Iran zu illustrieren. Diese Sinn-Induktion sei fraglich, da Symbole wie das Kopftuch oder eine Moschee zum einen dazu dienten, problematische Themen zu bebildern, zum anderen aber gleichzeitig generalisierend für „die Muslime“ als Gruppe bzw. „den Islam“ stehen würden.

Ein weiterer Aspekt, so Colinas, seien Assoziationsketten: Bei sozio-kulturellen Themen, wie Bildung, Arbeitsmarkt, Gesundheit oder Rente fänden sich in der Regel ausschließlich Bilder von weißen (deutschen) Kindern, Arbeiter*innen, Ärzt*innen und Patient*innen oder Rentner*innen. Auch in diesem Zusammenhang müsse aber mehr Normalität abgebildet werden:



Foto: dreamstime 10.09.2016, unter: <https://de.dreamstime.com/stockfoto-forscher-die-test-im-wissenschaftlichen-labor-vorbereiten-image90120485>)



Foto: Hochschule Fulda (unter: <https://www.hs-fulda.de/en/the-university/central-office-for-gender-equality-diversity/language-and-communication-guidelines-gender-diversity/>)

Medien beeinflussten mit ihrem Agenda Setting die Themen, welche die Bevölkerung bewegten und auf die Parlamente und Regierungen häufig mit Gesetzen und Maßnahmen antworteten. Sie schafften zugleich die Interpretationsrahmen, mit denen Menschen die Welt jeweils spezifisch verstehen. Besonders wenn es Rezipient*innen und User*innen an unmittelbaren Kontakten und damit an Primärerfahrungen fehle, erhielten medial vermittelte Sekundärerfahrungen großes Gewicht. Umso wichtiger sei es, sich bewusst zu machen, so Carmen Colinas, dass jeder Text, jedes Bild und jede Filmsequenz Ergebnis eines Konstruktions- und Selektionsprozesses sei. Und dies betreffe in hohem Maß eben auch die Wahrnehmung von Minderheiten. Es müsse darum gehen, Normalität zu vermitteln: verschiedenen Menschen gleichwertig vorkommen lassen und nicht als Ausnahme zu markieren.

Schon auf den ersten Blick zeige sich, dass sich in den Resultaten vor allem viele Grafiken und Symbole fänden anstatt Menschen. Vor allem seien Frauen, ältere Menschen oder Menschen mit sichtbaren Behinderungen hier so gut wie nicht sichtbar.

Nicht minder eindrücklich sei es, den Begriff „Schwule“ in die Google-Bildersuche einzugeben:



Foto: Screenshot Google Bildersuche

„Man könnte vermuten, dass Schwule den ganzen Tag Sex haben und sich im Feiermodus befinden“, fasste Ulrich die gefundenen Bilder zusammen. Insgesamt zeige sich hier eine sehr sexualisierte Darstellung, die auch mit Blick auf andere Diversitätskriterien sehr reduziert sei.

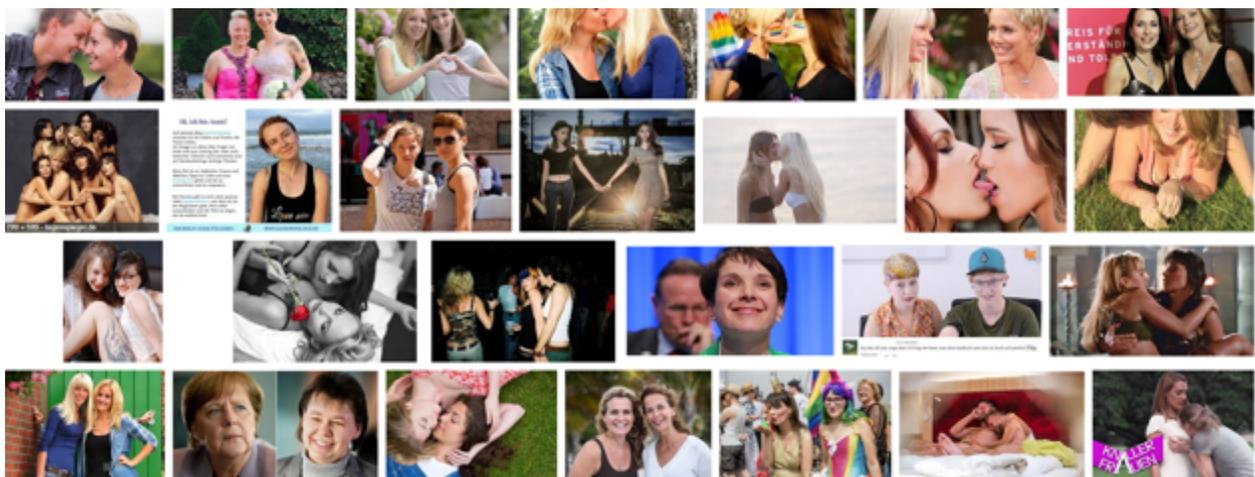


Foto: Screenshot Google Bildersuche

Die Bildersuche mit dem Begriff „Lesben“ zeige hingegen fast ausschließlich Paare sowie Bilder, die vermutlich aus heterosexuellen Pornos stammten. Die dargestellten, meist langhaarigen Frauen erfüllten zudem eine bestimmte Vorstellung von Weiblichkeit. Auch hier fehlten weitere Differenzkategorien wie Hautfarbe, Behinderung, Religion usw.



Foto: dpa (Süddeutsche Zeitung 13.01.2017, unter: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/psychologie-ein-gluecklicher-partner-macht-froehlich-und-fit-1.3325406>)



Foto: Die Tagespost 24.08.18, unter: <https://www.die-tagespost.de/kirche-aktuell/online/James-Martin-fordert-mehr-Respekt-vor-LGBT;art4691,191371,B::pic490,47686>

Markus Ulrich unterstrich noch einmal die Problematiken vieler Bilder zum Thema Homosexualität. Diese würden oft männliche oder als Männer gesehene Paare zeigen. Der LSVD-Vertreter sprach in diesem Zusammenhang von der „lesbischen Unsichtbarkeit“, die sich zum Beispiel auch darin ausdrücke, dass der Christopher Street Day (CSD) in den Medien zum Teil als „Schwulenparade“ und die Ehe für alle als „Schwulen-Ehe“ bezeichnet würden. Noch weniger sichtbar sei das Thema Bisexualität.

In der Bildsprache zu Homosexualität gebe es zudem ein Spannungsfeld von Klischees und Stereotypen, in dem sich Fotograf*innen bewegen müssten. Dazu gehörten die Stereotype des effeminierten Schwulen und der männlichen Lesbe einerseits und der Vorstellung von Geschlechterrollen andererseits. Was bedeutet letztendlich Männlichkeit? Was Weiblichkeit?



Foto: ddp images (Focus Online 15.07.2013, unter: https://www.focus.de/kultur/vermischtes/hella-von-sinnen-hella-von-sinnen-ich-bin-eher-der-bett-typ_aid_1044334.html)

Foto: Wolfgang Bors NDR (Augsburger Allgemeine 25.11.2018, unter: <https://www.augsburger-allgemeine.de/politik/Anne-Will-heute-Gaeste-und-Thema-id52776916.html>)

Foto: dpa (Abendzeitung München unter: <https://www.abendzeitung-muenchen.de/gallery/homosexuelle-promis-schwul-oder-lesbisch-sie-haben-sich-geoutet.a2240fc2-ace6-4f97-8c71-6b98c243cb3e.html/id/42fc7939-ae84-4094-8dbb-dc621642b61c>)

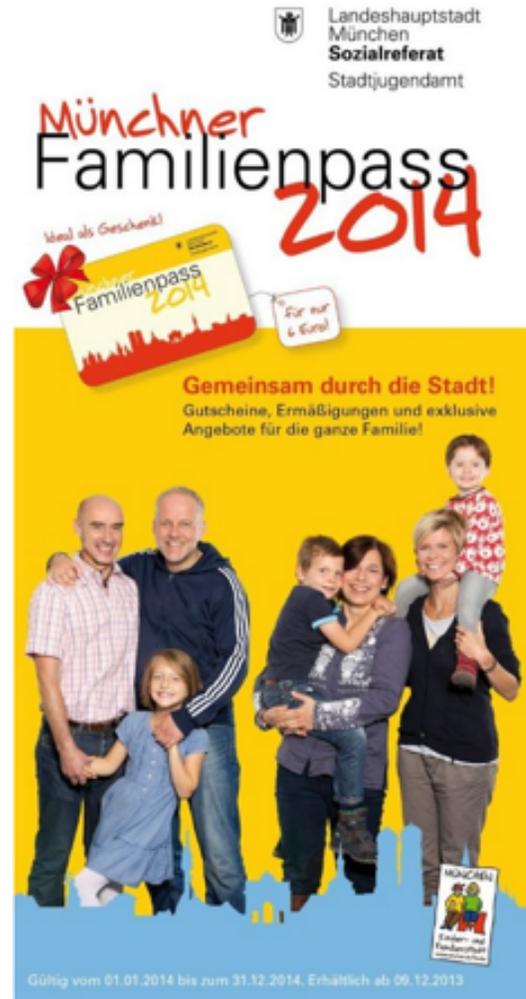
Foto: Geisler Picture Alliance/dpa (T-Online unter: https://www.t-online.de/unterhaltung/stars/id_77125988/harald-gloeoeckler-bei-wiso-das-kostet-ein-tag-mit-ihm.html)

Markus Ulrich führte aus, dass die bildliche Darstellung von Lesben und Schwulen kaum Raum für „Normalität“ lasse – vielmehr werde die konstruierte Differenz genutzt, um eine Hierarchie herzustellen. Das werde beispielsweise deutlich, wenn es um die Illustration des Begriffs „Familie“ gehe. Für Google bzw. die Bildersuche sei Familie Vater, Mutter, zwei Kinder, meist ein Junge und ein Mädchen.



Foto: Screenshot Google Bildersuche

In dieser Darstellung werden andere mögliche Konstellationen (schwules oder lesbisches Elternpaar, Alleinerziehende usw.) vollkommen ausgeblendet. Eben jene Darstellung sei zudem politisch stark umkämpft: Wer bekomme zum Beispiel im Zoo oder bei den Verkehrsbetrieben ein Familienticket? In diesem Zusammenhang verwies Ulrich auf den Münchner Familienpass. Dieser zeigte 2014 zum ersten Mal ein schwules und ein lesbisches Pärchen mit Kindern. Wie der LSVD-Sprecher berichtete gab es daraufhin unzählige Beschwerden von Heterosexuellen, die sich durch dieses Titelbild angegriffen fühlten. Es wurde sogar eine entsprechende Petition gestartet, in der sich selbst als „normal“ bezeichnende Familien kritisierten, sie würden sich in dem Bild nicht wiedererkennen. Jene heftige Reaktion zeigt, dass Bildredaktionen sich auf Beschwerden einstellen müssten, wenn sie allgemeine Themen mit Lesben und Schwulen bebildern.



Gleichgeschlechtliche Paare spielten entsprechend in der Berichterstattung, die nichts mit Homosexualität zu tun hat, selten eine Rolle – mit erwähnenswerten Ausnahmen:

So bebilderte etwa der „Fluter“ einen Artikel zur „Bedeutung der Nation“ ganz selbstverständlich mit einem Foto zweier Frauen, der „Tagesspiegel“ illustrierte eine Geschichte zum Jahreswechsel 2018 mit einem Bild zweier sich küssender Männer. „Beide Beiträge hatten nichts mit dem Thema Homosexualität zu tun“, unterstrich Ulrich. Entsprechend sei eine derartige Bebilderung Ausdruck von Normalität.



„Die Bedeutung der Nation wird zunehmen“

Ist es wichtig, dass man deutsch ist? Und was ist mit Deutschsein überhaupt gemeint? Sauerkraut lieben und Goethe lesen? Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler über einen schwierigen Begriff

Interview: Ann-Kristin Schöne

→ fluter: Herr Münkler, sind Sie Deutscher?
Herfried Münkler: Ja. Ich bin ein Staatsbürger der Bundesrepublik Deutschland, das zeigt ein Blick in meinen Pass. Zudem ist meine Familie – soweit ich meine Herkunftslinien kenne – seit langer Zeit im deutschen Raum angesiedelt.

ein guter Indika-
haben sie beisp-
keit oder Akku-
Bilden wir ab-
nen und dem
Identität ist ei-
erfahren wir e-
uns beobacht-
Flüchtlinge z-
werden – en-
wenn man r-
Wenn wir n-
nicht erst di-
nötigt uns e-
sind, zweit-
können. U-

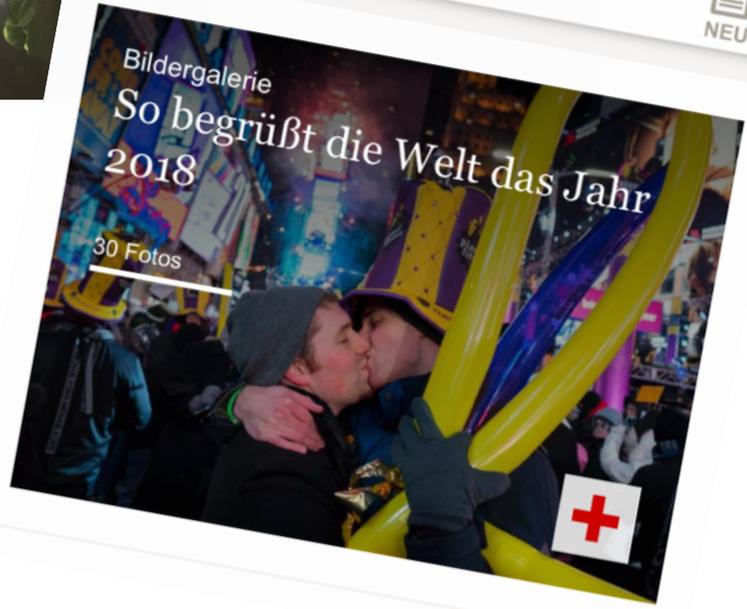
Inwiefern
Eir-
sonst verr-
Beispiel di-
massenha-
gen anneh-
versicht.

Könnten
„Wir-Gef-
Se-
sche Ges-
und das e-
sind, sin-
und jede-
Die Geg-

MENU

DER TAGESSPIEGEL

NEU



Bildergalerie So begrüßt die Welt das Jahr 2018

30 Fotos

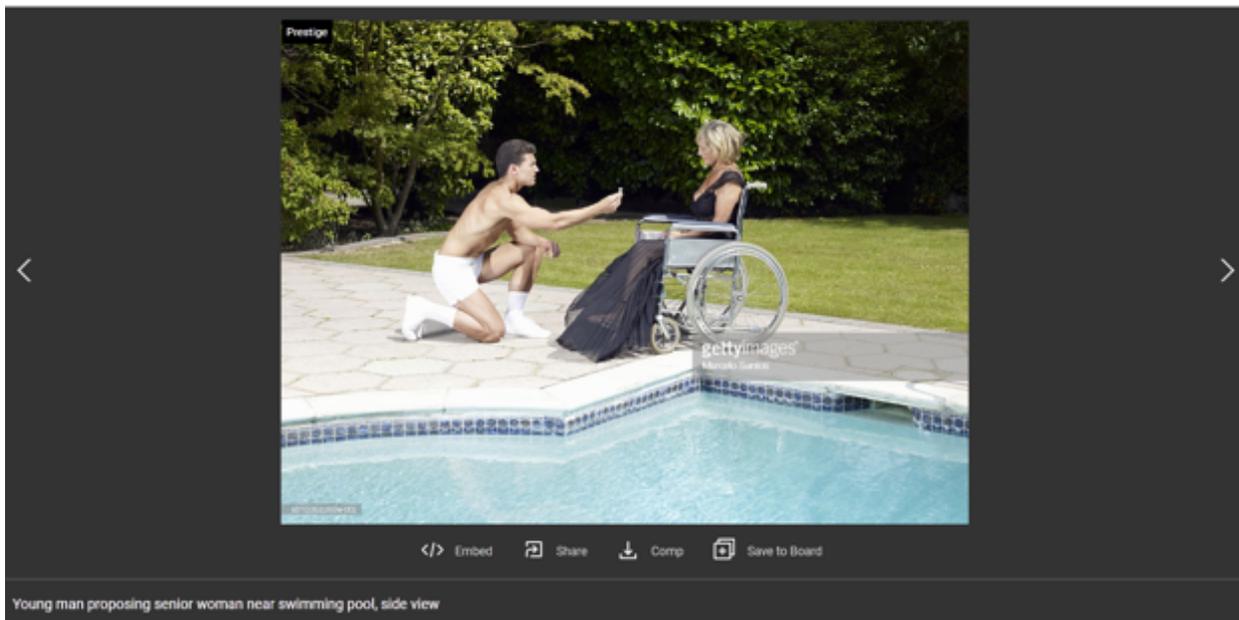
Die Models sind die Expert*innen: Menschen mit Behinderung in der Bild-Berichterstattung

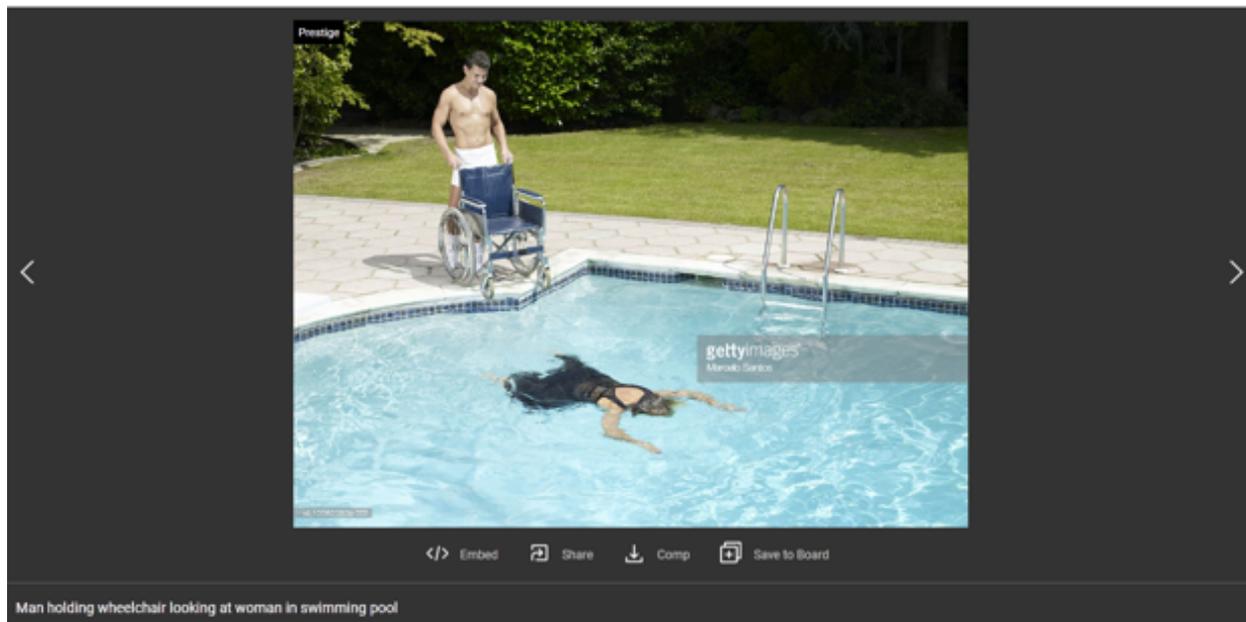
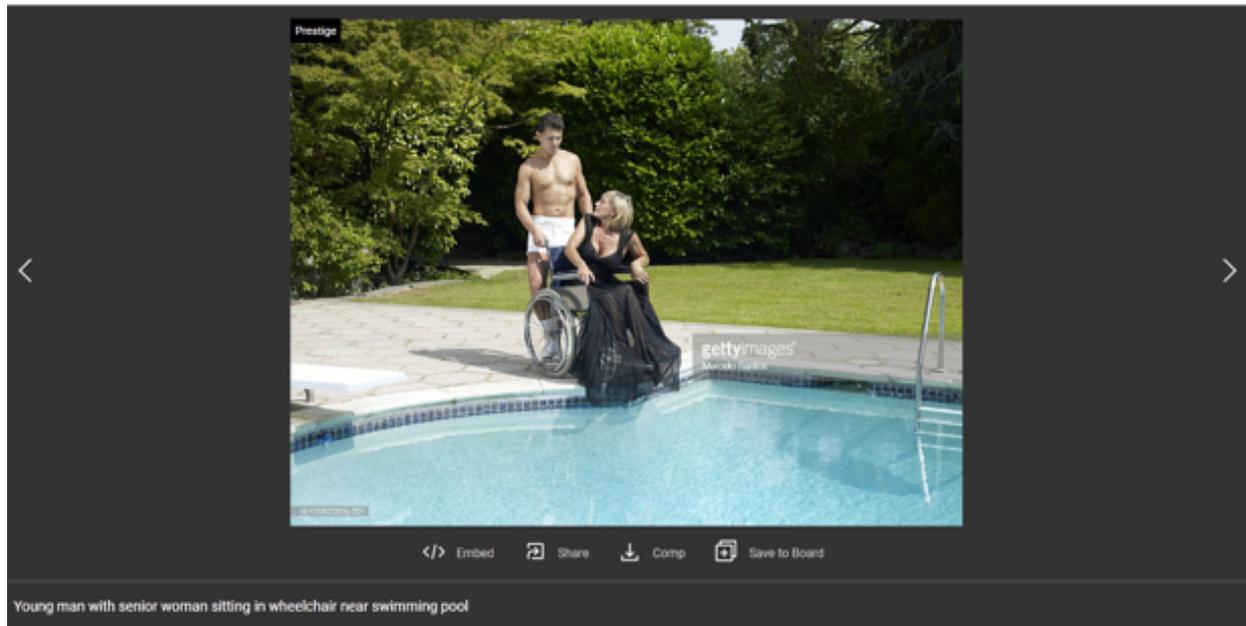
Input von Andi Weiland, Sozialhelden e.V. und Anna Spindelndreier

Neben der Bild-Berichterstattung über Migration und Integration sowie über LGBTIQ*-Themen ist auch die bildliche Darstellung von Menschen mit Behinderung in den Medien oft stereotypisiert und vereinfacht. Dazu erklärten Anna Spindelndreier und Andi Weiland in ihrem Beitrag, dass bei der Bebilderung von Behinderungen zum einen oft Menschen gezeigt würden, die in der Realität gar nicht behindert seien, und zum anderen meist der Rollstuhl als symbolische Verdeutlichung gewählt werde.

Eben jener Rollstuhl sei allerdings oft nicht echt, was Betroffene sofort erkennen würden. Dies zeige etwa eine absurd anmutende Fotoserie in der Bilddatenbank „gettyimages“. In ihr bekommt eine Frau im Rollstuhl zunächst einen Heiratsantrag von ihrem Poolboy. Eine weitere Aufnahme zeigt dann, wie er sie in den Pool stöße, wo sie im dritten Bild schließlich leblos treibt.

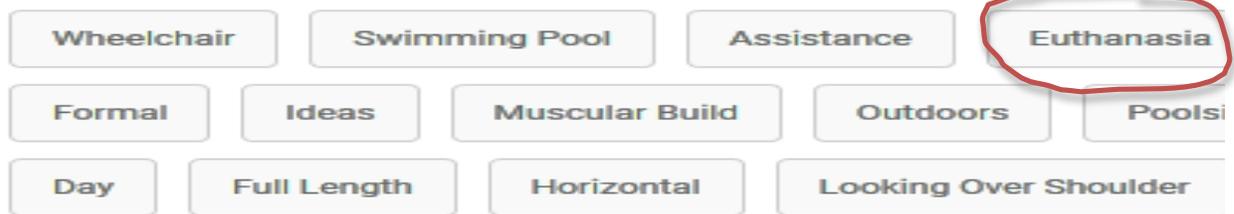
gettyimages





Problematisch sei hier nicht nur, dass die Fotos zum einen ein Model zeigten, das eben nicht wirklich behindert sei, und einen Rollstuhl, der in der Realität allenfalls in Krankenhäusern zum Einsatz käme. Nicht minder fraglich, so Anna Spindelndreier, seien auch die Keywords, mit denen diese Bildreihe verschlagwortet sei: Zu ihnen gehörten etwa „Bodybuilder“, „Shirtlos“ und tatsächlich „Euthanasie“.

Keywords



Spindelndreier, die selbst freie Fotografin und Bildredakteurin sowie Mensch mit Behinderung ist, verwies auf ein weiteres Problem von Bilddatenbanken. So gebe es etwa bei „gettyimages“ kein einziges „normales“ Bild von einem kleinwüchsigen Menschen. Natürlich sei Stockfotografie nicht das gleiche wie journalistische Fotografie und Bilder dürften auch lustig sein. „Doch was machen wir, wenn eben diese das öffentliche Bild von Menschen mit Behinderung prägen?“, fragte Spindelndreier.



Foto: jane/gettyimages (unter: <https://www.gettyimages.fi/detail/photo/sneakin-a-peek-royalty-free-image/108203763>)

Tatsächlich, so Andi Weiland, selbst freier Fotograf, gebe es verschiedene Blicke auf Behinderung, die in entsprechenden Fotos Ausdruck fänden. Dazu gehöre der bewundernde Blick mit einer Mischung aus Staunen und Fremdheit, sowie der medizinische Blick, der Facetten von Mitleid beinhalte, aber auch vernichtend sein könne. Eine weitere Möglichkeit sei der instrumentalisierende Blick, der häufig ausschließe und Menschen mit Behinderung für eigene Zwecke (bspw. Spendenaktionen) ausnutze, und schließlich der positiv konnotierte inklusive Blick, der sich etwa im Porträt oder als Eigenblick zeige.

Neben diesen unterschiedlichen Perspektiven auf das Thema Behinderung ging Weiland auch auf verschiedene Ebenen der Vereinfachung oder Verengung ein. So würden Menschen mit Hörbehinderung oft mit einem Cochlea-Implantat gezeigt, obwohl viele hörbehinderte Menschen dieses gar nicht hätten.

Andere Symbolbilder würden aufgrund ihrer Inszenierung deutlich als gestellt wahrgenommen, so etwa, wenn Menschen mit Behinderung in der Arbeitswelt oder in der Schule gezeigt würden. „Der Rollstuhl ist immer der Elefant im Raum“, führte Weiland dazu aus.

Wechsel beim Bund

27.04.2018 18:49 Uhr

Jürgen Dusel wird neuer Behinderten-Beauftragter

Er kennt sich mit dem Amt aus, denn in Brandenburg hatte er es seit 2010 inne: Jürgen Dusel wird neuer Behinderten-Beauftragter des Bundes. VON STEPHAN HASELBERGER



Ansprechpartner für Menschen mit Behinderung zu sein ist eine der Aufgaben des Bundesbeauftragten. FOTO: HOLGER HOLLEMANNDPA

Ein Versuch, die beschriebenen Klischees und Stereotype aufzubrechen, ist die alternative Bilddatenbank „Gesellschaftsbilder“³, die Andi Weiland in der Folge vorstellte. Gesellschaftsbilder richtet sich an Redaktionen, Medienschaffende, Blogger*innen und alle Interessierten, die für ihre Arbeit Fotos fernab von Klischees suchen. Hier finden sich Bilder, die „authentisch“ sind. Zentral für Gesellschaftsbilder ist dabei die enge Zusammenarbeit zwischen Models und Fotograf*innen. Jene intensive Kommunikation unterscheidet Gesellschaftsbilder von anderen Fotodatenbanken. Denn hier werden die Models als Expert*innen gesehen, die über Fragen der Repräsentation und Authentizität entscheiden.

³ <http://gesellschaftsbilder.de>

Das Team von Gesellschaftsbilder arbeite auch mit Redaktionen zusammen, da diese oft beklagen würden, es gebe keine besseren Bilder als die derzeit häufig verwendeten. Andi Weiland beschrieb dazu: „Das Ziel ist es, Redaktionen zu sensibilisieren, mehr Menschen sichtbar zu machen und auch Perspektiven einzunehmen und aufzuzeigen.“



Andi Weiland mit Schauspieler*innen vom Theater Rambazamba
Foto: Jörg Farys, Gesellschaftsbilder.de

Gesellschaftsbilder
Die Fotodatenbank mit neuen Perspektiven

Blog Kategorien Aktuellste Uploads Beliebteste Medien Leuchtkasten Kundenlogin

Suchen mit Keywords

Deutsch ▾

Kategorien
[Alle Bilder](#)
[Behinderungen](#)
[Persönlichkeiten](#)
[Themen](#)
[Veranstaltungsbilder](#)

Für Redaktionen
[Newsletter](#)
[Presse](#)
[Über das Projekt](#)
[Impressum](#)

Content Partner
Vielen Dank für die Fotos von:

 **DGUV**
Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung
Spitzenverband

Zwischen den Grenzen des Mediums und neuen Impulsen: Die Inputs in der Diskussion



*Angeregte Diskussion unter den Teilnehmer*innen
Foto: Jörg Farys*

Im Anschluss an die drei Inputs, die aus verschiedenen Perspektiven Schlaglichter auf das Thema Bild-Berichterstattung warfen, diskutierten die Teilnehmer*innen in einem ersten Austausch Konsequenzen und Fragen des Gehörten. So warf etwa ein Fotograf ein, dass gerade Menschen ohne Medienerfahrung dankbar seien, wenn Fotograf*innen mit einer klaren Bildidee auf sie zukämen. Dem entgegnete Jörg Farys, ebenfalls Fotograf, dass er hier keinen Widerspruch sehe: Jeder Fototermin sei mit einem Gespräch zwischen Model und Fotograf*in verbunden, um sich kennenzulernen und eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich alle Seiten wohlfühlten.

Fotografin Julia Schönstädt ergänzte, man müsse zudem die Grenzen des Mediums Fotografie beachten: „Man kann nie einen Menschen in all seinen Facetten in einem Porträt darstellen.“ Entsprechend sei Fotografie – ebenso Texte – immer ein Selektionsprozess. Hier stellte sich für mehrere Teilnehmer*innen die Frage, wie mit dieser zwangsläufigen Komplexitätsreduktion umzugehen sei: Wie könne man die

entsprechenden Medien- und Publikumsbedürfnisse bedienen und gleichzeitig etwas an Abbildungs- und Sehgewohnheiten ändern? Dazu empfahl Anna Spindelndreier, dennoch auf die Wünsche der Abgebildeten einzugehen: „Ich will zum Beispiel in Porträts in erster Linie als Fotografin gezeigt werden. Dass ich kleinwüchsig bin ist genauso ein Fakt, wie dass ich brünett bin.“ Dennoch erkenne sie den Zwiespalt, in dem Redaktionen stecken könnten, an. Hier habe Gesellschaftsbilder etwas Wichtiges angestoßen, zunächst vor allem beim Thema Bild-Berichterstattung zu Menschen mit Behinderung: „Gesellschaftsbilder will auch Hemmschwellen und Berührungängste abbauen, indem das Bild einer Behinderung normalisiert wird.“ Für eben jene Normalität seien Menschen mit Behinderung Expert*innen, fügte Andi Weiland hinzu.

Er konnte zudem von sehr positiven Reaktionen auf die Datenbank berichten: Viele Medien würden bereits Fotos daraus benutzen, vor allem, weil diese noch kostenlos seien. Dies gelinge allerdings speziell, wenn es um die Bebilderung des Themas Behinderung gehe. Für andere Kontexte würden die Fotos (noch) nicht genutzt. Weiland erklärte auf Nachfrage, dass sich bislang etwa 1.500 bis 1.800 Bilder in der Sammlung befänden: „Wir wünschen uns aber mehr und wollen künftig auch die Themen Migration und Homosexualität aufnehmen.“ Deswegen sei der Name „Gesellschaftsbilder“ bewusst breit gewählt.

Im weiteren Verlauf der Diskussion wurde auch die Wirkung von Stockfotos in Frage gestellt: Vielleicht störten diese besonders, weil sie deutlich Models und eben keine authentischen Menschen zeigten.

Eine andere Frage der Teilnehmer*innen, war: „Wie viel Differenz muss ich denn darstellen?“ Dazu antwortete Mosjkan Ehrari, Projektleiterin bei den Neuen deutschen Medienmacher*innen (NdM) und Bildjournalistin: „Wir als Fotograf*innen müssen uns auch mehr hinterfragen: Sehe ich das ebenfalls als Problem? Reflektiere ich das?“ Hier brauche es mehr Mut, bestehende Stereotype in Frage zu stellen. Mit diesem Beitrag sprach Ehrari auch die Verantwortung von Fotograf*innen an, was schließlich zu einem Gespräch über Hasskommentare unter inklusiven Bildern und deren Glaubwürdigkeit führte. Dazu



Foto: Luciana Ferrando

sagte etwa Iris Anneser, Fotojournalismus-Studentin aus Hannover, viele Menschen würden Fotos, die Vielfalt zeigten, als etwas Vorgegaukeltes empfinden. NdM-Geschäftsführerin Konstantina Vassilou-Enz kommentierte, dass sie den Gedanken kenne, die Diversity-Abteilung habe an derartigen Fotos mitgewirkt: „Aber das macht diese doch nicht weniger real. Es ist doch zum Beispiel Realität, dass an Universitäten Menschen ganz verschiedener Hintergründe studieren.“ Wo etwas richtig sei, solle es auch entsprechend abgebildet werden: „Realität muss zu sehen sein, sonst zeigen wir nur Klischees.“ Hier ergänzte Anna Spindelndreier, dass es kaum zu schaffen sei, alles gerecht abzubilden: „Aber wir sollten zumindest versuchen, eine gewisse Normalität zu schaffen.“

Von der Theorie in die Praxis: Wie können diversere Bilder entstehen?

Nach den intensiven Inputs und Diskussionen der ersten Workshop-Hälfte ging es im zweiten Teil des Tages in die Praxis. Während eine Gruppe konkrete Leitsätze für eine diskriminierungsärmere Bild-Berichterstattung debattierte und ausarbeitete, setzte die andere Gruppe das Gehörte direkt in Foto-Shootings um. Nach einer weiteren Pause konnte zwischen den Gruppen gewechselt werden.

Die Shootings waren wiederum thematisch in drei Diversitätskategorien unterteilt: Menschen mit Migrationsgeschichte, Menschen mit Behinderung und Menschen aus der LGBTIQ*-Community. Geleitet wurden die jeweiligen Gruppen von Mosjkan Ehrari (Neue deutsche Medienmacher*innen), Andi Weiland (Sozialhelden) und Markus Ulrich (LSVD). Alle drei sahen ihre Rolle vor allem darin, Denkanstöße zu geben, anstatt über richtig und falsch zu urteilen – zumal eben die anwesenden Models die Expert*innen in eigener Sache waren. Entsprechend stand die Kommunikation zwischen ihnen und den Fotograf*innen im Mittelpunkt. Hier fand zunächst ein Erfahrungsaustausch statt, in dessen Verlauf etwa die blinde Bloggerin und Aktivistin Barbara Fickert berichtete, dass oft nicht mit, sondern „neben“ ihr gesprochen werde, wenn sie fotografiert werde. Dabei sei eine derartige Situation für sie eine Vertrauenssache: „Ich möchte nicht auf eine bestimmte Weise dargestellt werden.“ Sinto-Aktivist Silas Kropf, der sich u.a. gegen Antiziganismus engagiert, erzählte hingegen, dass sowohl Sinti und Sintize als auch Romnja und Roma regelmäßig mit negativen, abwertenden Klischees konfrontiert würden.



*Austausch zwischen Models und Fotograf*innen
Foto: Luciana Ferrando*

In der Folge nutzten die Fotograf*innen die Gelegenheit, die Models nach ihren Bedürfnissen zu fragen: „Wie wollt Ihr fotografiert werden? Was wünscht Ihr Euch? Was findet Ihr in Ordnung, was nicht?“ Nach ersten Berührungspunkten wurde der Dialog an dieser Stelle spürbar reger und lebhaft über unterschiedliche Motive und Settings diskutiert, die dann gleich in die Tat umgesetzt wurden.

Hierzu gehörte beispielsweise die Inszenierung einer Vierer-Gesprächssituation mit einem blinden und einem hörbehinderten Model sowie einer Gebärdensprachdolmetscherin und einem weiteren Gesprächsteilnehmer. Dazu betonte Andi Weiland, es gehe in diesem Teil des Workshops auch darum, Trainingsmomente zu schaffen, um zu sehen, was in der Praxis schwierig sei. Denn oft fehlt bei einem Fotoshooting die Zeit für die Kommunikation mit den Models. Diese ist aber wichtig, weil die Models die Expert*innen sind.

Insgesamt führte die intensive Kommunikation mit den Porträtierten dazu, dass bei vielen der Fotograf*innen Prozesse auf mehreren Ebenen ausgelöst werden, die folgende Punkte umfassen:

- Hinterfragen der eigenen Gewohnheiten und Stereotype
- Diskussion über mögliche bewusste Irritationen
- Inszenierung eines bildlichen Bruchs mit Abbildungs- und Sehgewohnheiten
- Intensiver Austausch mit den Models über ihre Bedürfnisse und Wünsche
- Ausprobieren der Ideen

Manche der Ideen funktionierten, andere wiederum nicht und für wieder andere konnte an diesem Tag noch keine Lösung gefunden werden. So stellte etwa Mosjkan Ehrari die Herausforderung, anonymisierte Bilder zu produzieren, wie sie durchaus regelmäßig in der medialen Bild-Berichterstattung benötigt werden, die dennoch intim wirken und trotzdem die Angst der Abgebildeten vor Diskriminierung ernst nehmen – eine Aufgabe, die für den nächsten Workshop bestehen bleibt.

Insgesamt entstanden allerdings zahlreiche Beispiele dafür, wie eine diskriminierungsärmere Bild-Berichterstattung aussehen könnte – Impressionen dafür finden sich auf den folgenden Seiten. Viel zentraler aber war der Austausch zwischen den Fotograf*innen und den Models – und ein Aspekt, den Markus Ulrich einbrachte: „Für uns ist hier heute wichtig, dass wir realitätsnah arbeiten und Ergebnisse haben, die nicht lebensfremd sind.“



*Inszenierte Gesprächssituation
Foto: Andi Weiland*

Ergebnisse aus den Foto-Shootings

Hinweis: Die Fotos sind nicht zur Weiterverbreitung bestimmt.



Silas Kropf und Athina Wirges, Foto: Alexander Gehring



Silas Kropf und Athina Wirges, Foto: Hannah Aders



Silas Kropf und Andreas Prost, Foto: Lukas Kapfer



Claudia Piplow, Foto: Julia Schönstädt



Barbara Fickert, Foto: Melina Mörsdorf



Barbara Fickert, Foto: Luciana Ferrando



Elisa Hartwig und Jessica Türk, Fotos: Ralf Kuckuck



*Elisa Hartwig und
Jessica Türk,*

*Foto links: Anna
Spindelndreier; unten:
Daniela Buchholz*



Repräsentieren statt Markieren: Diskussion zu Leitsätzen für eine diskriminierungssensible Bild-Berichterstattung

Während die eine Gruppe in die Produktion von Fotos ging, diskutierte die Andere Bedingungen und Herausforderungen für eine diskriminierungsärmere Bild-Berichterstattung. Hier kristallisierten sich in beiden Diskussionsrunden einige zentrale Themen heraus:

Kommunikation im Mittelpunkt

Zentral für alle Teilnehmer*innen war das Thema Kommunikation: das intensive Gespräch mit den Models, aber auch die Kommunikation mit Autor*innen, Bildredaktionen und Bildagenturen. Wichtig sei dabei auch der rechtzeitige Dialog mit von Diskriminierung betroffenen Gruppen: Wie wollen sie dargestellt werden? Wie nicht? Dazu sagte Judyta Smykowski von den Sozialhelden, sie fände es wichtig, als Porträtierte viel Mitspracherecht zu haben, um Vertrauen zu den Fotograf*innen aufzubauen: „So kann man auch mitteilen, welche Diskriminierung man eventuell schon mal erlebt hat und eben nicht mehr erleben möchte.“



*Diskussion um diskriminierungsärmere Bilder
Foto: Luciana Ferrando*

*Begrenzter Spielraum für Fotograf*innen*

Wie einige Fotograf*innen berichteten, sei die Gestaltungsfreiheit in ihrem Alltag eher gering: Bildredaktionen würden vorrangig darüber entscheiden, wer wie abgebildet werde. Teilweise liege die entsprechende Machtbefugnis gar bei den Chefredakteur*innen.

„Als Fotograf kennt man die Bildredaktion oft gar nicht persönlich, sondern erhält meist nur einen Auftrag per Telefon“, fasste etwa Fotograf Alexander Gehring zusammen. „Es findet kein Austausch von Gedanken statt, stattdessen sind die Aufträge häufig mit Zeitdruck verbunden.“ Gleichzeitig gebe es in der Zusammenarbeit mit den Textredaktionen nicht selten Konflikte. Hier wünschten sich viele Fotograf*innen mehr bildjournalistische Kompetenzen der schreibenden Kolleg*innen und generell mehr Offenheit auf redaktioneller Seite.

Grenzen der Sichtbarmachung

Einig waren sich viele Fotograf*innen darin, dass es Grenzen der Sichtbarmachung von Diversität gebe: Wie solle etwa sexuelle Orientierung oder eine bestimmte Religionszugehörigkeit dargestellt werden? Und wann müssen Diversitätsmerkmale überhaupt gezeigt werden, wann aber nicht? Carmen Colinas plädierte in diesem Zusammenhang dafür, in Bildern zu repräsentieren anstatt zu markieren – eine Forderung, die auf allgemeine Zustimmung stieß.

Fragen von Recht und Verantwortung

Eine große Verantwortung sahen die Teilnehmer*innen des Workshops bei den Redaktionen: Diese hätten zum Beispiel eine Sorgfaltspflicht, damit Bilder nicht aus dem Kontext gerissen würden. Grundsätzlich bleibe allerdings die Schwierigkeit von Symbolbildern: Ist es rechtlich und ethisch vertretbar, wenn einzelne Menschen bildlich zu Symbolen für ganze Gruppen werden? Eine Frage, die unter den Fotograf*innen intensiv diskutiert wurde. Umso wichtiger sei es, dass die Bildredaktionen oder Bildagenturen eine verantwortliche Nutzung von Fotos sicherstellten. Hier wurde angeregt, in Kontakt mit Freelens zu treten. Gemeinsam mit dem Fotoverband solle über Beschränkungen nachgedacht werden, welche die Fotograf*innen zur Nutzung ihrer Bilder aufsetzen könnten, um beispielsweise zu verhindern, dass diese von rechtsextremen Parteien verwendet oder für andere Fälle missbraucht werden. In diesem Zusammenhang wurde auch das Thema Bildagenturen angesprochen. So erklärte Anna Spindelndreier, dass Redaktionen häufig aus Kostengründen Pauschalverträge mit bestimmten Agenturen hätten und entsprechend oft auf deren Angebot zurückgreifen würden. Hier forderte Andreas Prost, Bildredakteur und Fotograf aus Berlin, mehr Stockbilder, die alltägliche Situationen zeigten. Zudem, so das Plädoyer anderer Teilnehmer*innen, sollten die Agenturen auch für die Verschlagwortung ihrer Bilder sensibilisiert werden.

Zeit in Zeiten des Zeitdrucks

Diskriminierungssensible Bilder brauchen Zeit. Dem stünden allerdings die derzeitigen Produktionsbedingungen entgegen. „Alles muss schnell passieren, alles wird schnell illustriert“, erklärte etwa Fotografin Katja Heinemann dazu. Umso wichtiger sei es, hinnehmen zu können, auch mal der „Störfaktor“ zu sein, Aufträge zu hinterfragen und ggf. abzulehnen. Ebenso wichtig sei es, auch sich selbst zu hinterfragen: „Was sind meine Klischees im Kopf?“ Dem wurde indes zum Teil widersprochen: So führe der

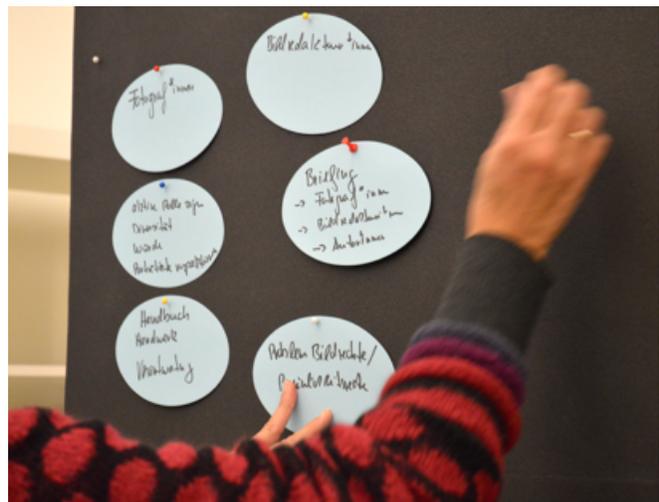
Konkurrenzdruck in der Branche dazu, dass nicht jede*r Fotograf*in in der Position sei, Forderungen zu stellen. Hier stünden die Kolleg*innen, die die Geschichten zu den Bildern schrieben, mindestens genauso in der Verantwortung.

Verantwortung für die Abgebildeten

Ein weiterer Punkt der Diskussion betraf die Verantwortung der Fotograf*innen für die abgebildeten Personen. Diese gehe darüber hinaus, deren Wünsche nach einer klischeefreien und aktiven Darstellung zu berücksichtigen. So führte etwa Fotografin Julia Schönstädt aus, dass Fotograf*innen wüssten, wie bestimmte Dinge auf Bildern wirken könnten: „Deswegen sollte das Fotografieren als Dialog zwischen dem Porträtierten und dem Fotografen gesehen werden, als Miteinander, in dem man die Verantwortung nicht abgibt.“ Aufklärung gehöre sowohl vor als auch nach der Bildentstehung dazu.

Fotograf Sebastian Gollnow fügte hinzu, dass es darum gehen müsse, möglichst stereotypfreie Visiotype zu schaffen: „Mich beschäftigt, wie man die Transformation von den Stereotypen, die jetzt bestehen, hinbekommt zu solchen, die diskriminierungsärmer sind.“

Wichtig sei hier, so ein weiterer Beitrag aus der Diskussion, sich die eigene visuelle Vorprägung bewusst zu machen und die entsprechenden Bilder nicht einfach automatisiert zu reproduzieren.



*Entwicklung von Leitsätzen
Foto: Luciana Ferrando*

Aus- und Fortbildung mitdenken

Viele der Teilnehmer*innen wünschten sich eine Fortsetzung des Workshops, bei dem auch intensiv auf Positiv-Beispiele für eine diskriminierungsarme Bild-Berichterstattung eingegangen werden sollte. Zudem sollte das Thema bereits in der Ausbildung von Bildjournalist*innen behandelt werden und fester Bestandteil entsprechender Handbücher werden, so das Plädoyer der Anwesenden. „Ich fände es richtig gut, wenn in Lehrbüchern aufgegriffen würde, wie man diskriminierungsarm fotografiert, wie man

die Models anspricht, aber auch was sich der Fotograf wünscht, was stelle ich für Fragen, bevor ich überhaupt anfangen zu fotografieren?“ sagte Andi Weiland dazu. Ein weiterer Vorschlag war die Entwicklung eines Handbuchs, ähnlich des Glossars der Neuen deutschen Medienmacher*innen mit Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland Deutschland⁴ für den Bereich der Bild-Berichterstattung.

Nicht zuletzt sollte die gemeinsam erarbeitete Liste an Handlungsempfehlungen weitergegeben werden. „Mir ist wichtig, dass wir über diese Handreichung mehr Expert*innen generieren und das auch schon an der Universität oder in der Ausbildung“, betonte etwa Teilnehmerin Sarah Böllinger.

Charakteristika diskriminierungsarmer Bilder

Journalistin Carmen Colinas wies noch einmal darauf hin, wie wichtig es ist, Bilderwartungen von Menschen zu hinterfragen und Sehgewohnheiten zu durchbrechen: „Es geht darum, neue Sichtweisen aufzuzeigen.“ Eine Möglichkeit hierbei, so ein Ergebnis der Diskussion unter den Teilnehmer*innen, sei die Konterkarierung von Erwartungshaltungen bis zu einem gewissen Punkt. Eine weitere Empfehlung: „Wir sollten immer und in jedem Fall versuchen, Menschen selbstbewusst und würdevoll darzustellen.“

Grundsätzlich gehe es darum, gesellschaftliche Vielfalt fernab von Klischees zu repräsentieren und das in unterschiedlichsten Kontexten. Als Beispiel wurden hier Fotos einer schwarzen Ärztin oder einer Sportlerin im Rollstuhl mit Kopftuch genannt. Dazu ergänzte Colinas: „Guter Journalismus zeigt Lebensrealitäten.“ Entsprechend sollten Minderheiten nicht immer nur in Problemkontexten oder bei Themen gezeigt werden, die sie betreffen, sondern auch in ganz alltäglichen Kontexten, wie sie die Mehrheitsgesellschaft erlebe. Dafür sei auch eine Sensibilisierung der Bildredaktionen nötig. Die Abgebildeten seien Expert*innen ihrer Normalität. Und das müsse anerkannt werden. NdM-Geschäftsführerin Konstantina Vassiliou-Enz fasste zusammen: „Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir Symbolfotos so fotografieren, dass sie nicht so klischeehaft sind, um das Bestehende aufzulockern und andere Perspektiven zu zeigen.“

⁴ <https://glossar.neuemedienmacher.de>

Voll im Bild?! Anregungen für eine diskriminierungsarme Bildberichterstattung

Ob als Symbolbild, Aufmacher oder Bebilderung: Fotos haben in der Berichterstattung eine enorme Bedeutung. Sie beeinflussen unser Verständnis von Artikeln, von Themen, von Menschen, von Gruppen und letztlich von unserer Welt. Deshalb ist es wichtig, dass sie die Wirklichkeit möglichst realitätsgetreu abbilden. Und dennoch sind die in der Presse verwendeten Fotos nicht selten durch Vorurteile, Klischees und Stereotypen geprägt. Das wollen wir mit diesen Anregungen ändern.

01. Eigene Bilder und Klischees reflektieren

Steht das Thema fest, sollte ich mich als Fotograf*in, Bildredakteur*in oder Bildjournalist*in fragen, was mir spontan dazu einfällt und ob ich diese Bilder (wieder) zeigen möchte. Denn erst nach den ersten Assoziationen wird es interessant. Das gilt vor allem, wenn das Thema im weitesten Sinne mit Diskriminierung oder stigmatisierten Gruppen zusammenhängt. Will ich vielleicht lieber Bilder zeigen, die nicht den Sehgewohnheiten der Leser*innen entsprechen? Vielleicht kann ich bestehende Vorurteile über die fotografische Inszenierung auch ad absurdum führen? Mit Gruppenfotos lässt sich z. B. eine Reduktion auf diskriminierende Merkmale wie Hautfarbe, Religion, Behinderung oder sexuelle Orientierung vermeiden, denn es zeigt die Vielfalt und Mehrfachzugehörigkeit von oftmals als homogen gedachten Gruppen. Wenn es mir wichtig ist, die gesellschaftliche Vielfalt zu repräsentieren, sollte ich mich fragen: Was und wen könnte ich bei dem Thema noch zeigen? Warum einen Beitrag zu allgemeinen Themen wie Arbeitsplatz, Bildung, Familie, Freundschaft oder dem Jahrhundertsommer nicht auch mit Menschen bebildern, die nicht üblicherweise mit diesen Themen in Verbindung gebracht werden; Menschen unterschiedlichen Alters, Aussehens, Hautfarbe oder sexueller Orientierung. Redaktionen und Fotograf*innen können sich diesbezüglich auch von Expert*innen beraten lassen oder Workshops besuchen.

02. Models als Expert*innen ernst nehmen

Wenn geklärt ist, was und wen ich zeigen will, geht es an die Umsetzung. Unterschiedliche Themen und Stimmungen brauchen unterschiedlich viel Zeit, Sicherheit und Vertrauen. Dabei ist es wichtig, auch die eigene Positionierung wahrzunehmen. Welche Erfahrungen hat mein Model vermutlich mit Angehörigen meiner Gruppe gemacht? Die Models sollten dabei als Expert*innen ernst- und wahrgenommen werden, auch dann, wenn sie selbst vielleicht unsicher oder schüchtern sind. Denn immerhin geht es um ihre Lebensrealität. Es geht für sie auch darum, keine weitere Diskriminierungserfahrung während des Fotoshootings selbst machen zu müssen. Was halten sie von der Idee? Welchen Stereotypen sind sie bereits begegnet? Die Models sollten rechtzeitig benachrichtigt werden, damit sie ausreichend Zeit haben, sich Gedanken zu machen, wie und in welchen Situationen sie fotografiert werden möchten und wie auf keinen Fall. Zum Briefing gehört auch, die Models verständlich über ihre Bildrechte zu informieren.

03. Respektvolle und gleichberechtigte Kommunikation mit den Models

Gute Fotos brauchen Vertrauen und Vertrauen braucht Zeit, auch ohne Kamera. Die Models sollten als Expert*innen beteiligt werden: Was wollen sie? Wie sehen sie das? Fotograf*innen sollten eigene Ideen zur Diskussion stellen, Anweisungen als Bitten formulieren und sich regelmäßig versichern, ob sich das Model wohlfühlt. Dieses Mitspracherecht führt zu Vertrauen und Vertrauen zu besseren Bildern. Die Models sollten als Individuen wahrgenommen und fotografiert werden, in einer aktiven Rolle, in Interaktion und ihrer natürlichen Umgebung. Gleichzeitig kann ich auch meinen Spielraum und meine Verantwortung als Model nutzen, indem ich über Themen und Diskriminierungserfahrungen aufkläre und aktiv das Gespräch suche. Es hilft, sich im Shooting die Fotos gemeinsam anzuschauen, um Motive zu reflektieren und neue Bildideen zu bekommen. Dazu sollte für eine Kommunikation auf Augenhöhe bei eventuellen Sprachbarrieren (Gebärdensprach-) Dolmetscher*innen hinzugezogen werden, um die Kommunikation bspw. mit gehörlosen Models für beide Seiten zu vereinfachen.

04. Die letzte Entscheidung liegt beim Model

Models, Fotograf*innen, Bildredakteur*innen und Journalist*innen haben womöglich unterschiedliche Anforderungen und Wünsche an das zu veröffentlichende Bild – entschieden werden, sollte in einem gemeinsamen Austausch. Die

Entscheidungshoheit sollte bei den Models liegen, denn letztlich geben sie ihr Gesicht für die Story und tragen somit das Risiko. Daher sollte man die Models auch schützen. Die Verantwortung liegt hier bei der Redaktion, genügend Ressourcen für die Begleitung und Moderation nach der Veröffentlichung einzuplanen, um für mögliche negative Reaktionen und herabwürdigende Kommentare ausreichend gewappnet zu sein.

05. Einen Bilderpool für Vielfalt anlegen

Gerade wenn ich gesellschaftliche Vielfalt in unterschiedlichen Kontexten repräsentieren will, lassen sich die entstandenen Bilder vielleicht zukünftig auch für weitere Themen verwenden? Warum nicht mal Menschen unterschiedlicher Hautfarben und Geschlechter zeigen, wenn es um den Mindestlohn geht? Warum kein blindes Mädchen mit ihren Eltern, wenn es um Familienpolitik geht? Warum kein lesbisches, älteres, Eis essendes Paar, wenn über die nächste Hitzewelle berichtet wird oder der Wetterbericht angekündigt wird? Unabdingbar ist dafür wieder das Einverständnis der Models und der Fotograf*innen. So können bestimmte Verwendungszwecke vertraglich festgelegt bzw. durch die Formulierung „Verwendung nur in nicht-diskriminierenden Zusammenhängen“ vertraglich ausgeschlossen werden. Damit die Fotos dann auch für neue Kontexte und Themen gefunden werden, sollte das Bilderarchiv präzise verschlagwortet werden.

Ist das nicht zu viel Aufwand? – Ja, diskriminierungsarme Bilder können mehr Aufwand bedeuten, mehr Zeit und mehr Geld kosten, aber wir brauchen diese Fotos, um die Vielfalt unserer Gesellschaft zu zeigen. Jede Zeitung, jede Website, jedes Unternehmen, jede NGO kann mit diskriminierungsarmen Bildern zu ihren Beiträgen einen positiven Mehrwert liefern und zeigen, dass sie in einer vielfältigen und offenen Gesellschaft agieren.

Es ist klar, dass Fotos immer Komplexität reduzieren und anders gelesen werden können als beabsichtigt. Gleichzeitig können Fotograf*innen, Bild- und Chefredakteur*innen, Journalist*innen und die Porträtierten ihre Verantwortung und ihren Handlungsspielraum nutzen, um gemeinsam Fotos zu schaffen, mit denen sie alle zufrieden sind und gesellschaftliche Vielfalt diskriminierungsarm repräsentiert wird.

Anhang

Models:

- Fickert, Barbara Bloggerin, Initiatorin und Geschäftsführerin „Die Kinoblindgänger“ aus Berlin. Sie arbeitet auch redaktionell bei Audiodeskriptionen anderer Produzent*innen mit.
- Kropf, Silas Referent, Teamer und Coach aus Hanau. Arbeitet zu den Themen Antiziganismus, Umgang mit Medien und Jugendverbandsarbeit. Gründungsmitglied der Queer Roma Initiative.
- Piplow, Claudia Lehrerin aus Berlin mit Förderschwerpunkt „Hören und Kommunikation“ aus Potsdam. Sie unterrichtet Naturwissenschaften, Sport und deutsche Gebärdensprache. Engagement beim Verband junger Menschen mit Hörbehinderung und bei KOPF HAND UND FUSS.
- Türk, Jessica Projektmanagerin, Online-Journalistin und Social Media Managerin aus Köln. Engagiert sich für den LSVD Baden-Württemberg.
- Hartwig, Elisa Arbeit bei den Neuen deutschen Medienmacher*innen in Berlin. Sie hat Kulturwissenschaften studiert und engagiert sich seit mehreren Jahren für kulturelle Vielfalt, feministische Politik und LGBTQI*-Rechte.
- Wirges, Athina Aktivistin aus Aachen engagiert sich für Juroma und Amaro Drom.

Referent*innen:

Colinas, Carmen ist freie Journalistin (Recherche und Protagonistin bei Fernsehreportagen und Dokumentationen) sowie Hochschuldozentin für Soziologie und Politikwissenschaft. Daneben hält sie Vorträge über Sprache, Gender, Medien und Rassismus und gibt Workshops zu Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Sie ist Mitglied der „Neuen deutschen Medienmacher*innen“ und im Trägerkreis des „Interkulturellen Mediendialogs Rhein-Main“.

Mosjkan Ehrari ist Journalistin und Filmemacherin. Ihre journalistische Laufbahn begann beim Radio (RBB). Darauf folgte eine langjährige Tätigkeit als Redakteurin, Rundfunkautorin und freie Auslands-Korrespondentin. Als Dozentin und Trainerin gibt Mosjkan Ehrari ihr Wissen in verschiedenen Seminaren weiter. Für die Neuen Deutschen Medienmacher*innen ist sie Trainerin & Referentin in den datenjournalistischen Trainings von Google News Lab. Sie ist außerdem Mitglied der AG Bewegtbild der bpb, in der Qualitätskriterien für webvideobasierte politische und medienpädagogische Bildung im Social Web erarbeitet werden.

Smykowski, Judyta studierte Onlinejournalismus und Kulturjournalismus in Darmstadt und Berlin. Seit 2016 ist sie beim Berliner Verein SOZIALHELDEN Redakteurin und Referentin bei Leidmedien einem Projekt für klischeefreie Sprache über Menschen mit Behinderung in den Medien und bei Gesellschaftsbilder.de. Außerdem arbeitet sie als freie Journalistin zu den Themen Kultur, Diversität und Polen.

Ulrich, Markus hat einen Magister in Europäischer Ethnologie, Politikwissenschaften und Neuerer und Neuster Geschichte von der Humboldt-Universität zu Berlin und der Universität Potsdam. 2011 begann er beim Lesben- und Schwulenverband (LSVD) zu arbeiten, seit 2014 ist er dort der Pressesprecher und Leiter des Hauptstadtbüros.

Weiland, Andi studierte Politik- und Kommunikationswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster. Seit 2011 ist er Pressesprecher von SOZIALHELDEN und Mitbegründer von Leidmedien, seit 2016 ist er Projektleiter von Gesellschaftsbilder.de. Neben der Arbeit bei den SOZIALHELDEN ist er als freier Fotograf unterwegs.

Veranstaltende Organisationen:



Der Neuen deutschen Medienmacher e. V. (NdM) ist ein bundesweiter Zusammenschluss von Medienschaffenden mit und ohne Migrationsgeschichte und mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, die sich als gemeinnütziger Verein seit 2009 für mehr Vielfalt in den Medien, migrantische Perspektiven in der Berichterstattung sowie für einen diskriminierungsarmen öffentlichen Diskurs einsetzen. Der Verein, der aus über 270 Mitgliedern und mehr als 1.500 Netzwerker*innen besteht, ist politisch unabhängig sowie nationalitäten- und konfessionsübergreifend. Die Neuen deutschen Medienmacher*innen kooperieren mit renommierten Medien, journalistischen Aus- und Weiterbildungsstätten, Stiftungen, NGOs sowie Landes- und Bundesbehörden zu Fragen der Integration und zur Rolle der Medien in der Einwanderungsgesellschaft.



SOZIALHELDEN

Der SOZIALHELDEN e. V. ist ein gemeinnütziger Verein, der mit seinen Projekten zeigen will, dass soziales Handeln Spaß macht und allen etwas bringt. Gegründet 2005 hat der Berliner Verein verschiedene Projekte, wie Pfandtastisch helfen!, Wheelmap.org, Leidmedien.de und Gesellschaftsbilder.de ins Leben gerufen. Mit dem einfachen Weg, Pfandbons zu spenden oder sich über rollstuhlgerechte Orte zu informieren, fördert das zwölfköpfige Team ein gesellschaftliches Umdenken und erhöht die Bereitschaft für soziales Engagement. Das passiert alles ohne erhobenen Zeigefinger, aber mit der Überzeugung, dass jeder Mensch eine SOZIALHELDIN oder ein SOZIALHELD sein kann.



Der Lesben- und Schwulenverband in Deutschland e. V. (LSVD) ist ein Bürgerrechtsverband und vertritt Interessen und Belange von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans- und intergeschlechtlichen Menschen (LSBTI). Unter dem Motto „Menschenrechte, Vielfalt und Respekt“ tritt der LSVD dafür ein, dass LSBTI als selbstverständlicher Teil gesellschaftlicher Normalität akzeptiert und anerkannt werden. Der LSVD will erreichen, dass Schwule und Lesben ihre persönlichen Lebensentwürfe selbstbestimmt entwickeln können - frei von rechtlichen Benachteiligungen, frei von Anpassungsdruck an heterosexuelle Normen, frei von Anfeindungen und Diskriminierungen.